

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 2 (1912)
Heft: 14

Artikel: Ostern
Autor: E.F.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

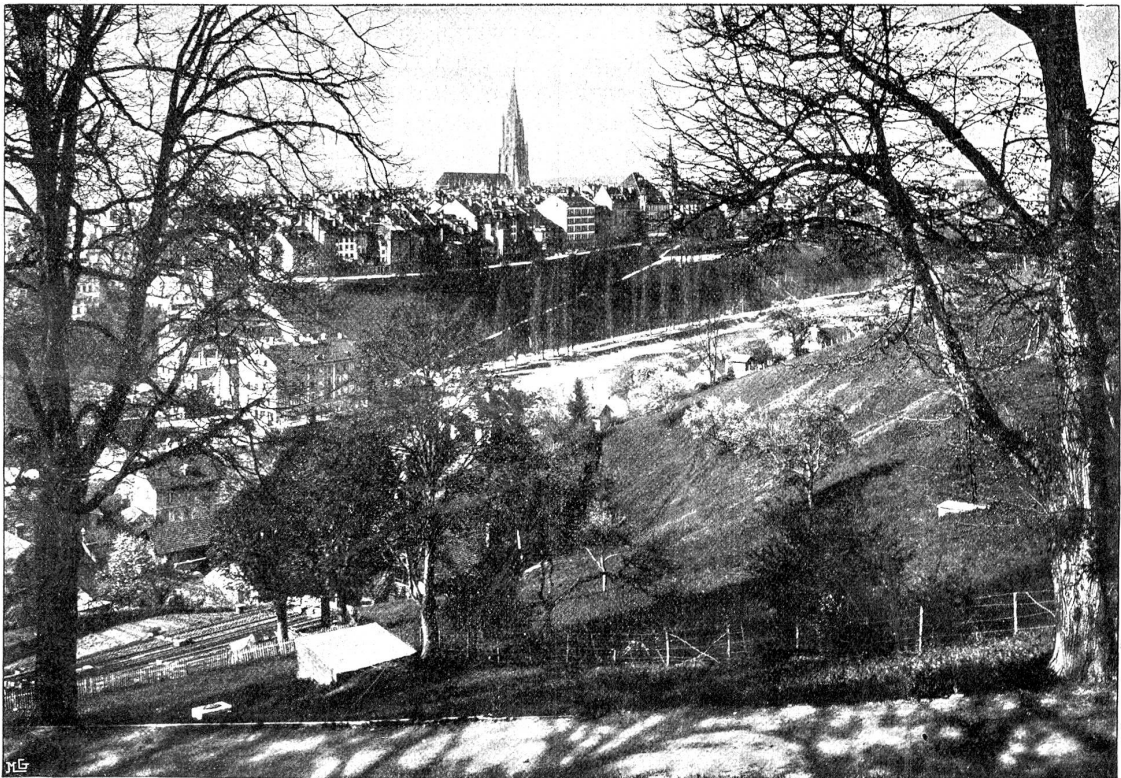
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

6. April



Frühlingsmorgen. Blick auf die Stadt Bern.

□ □ Ostern □ □

„Gern genieße und feiere ich die heitern unter den christlichen Festtagen mit“, schrieb Gottfried Keller im Jahre 1848 in sein Tagebuch, und fuhr dann fort: „Wenn am Ostermorgen, am Himmelfahrtstage oder in der Pfingstfrühe die Glocken durch die klare Luft tönen, die stille Sonne und das alte treue Himmelblau auf der blühenden Erde liegen, wenn die gedankenleichten frommen Leute auf Wegen und Stegen den Kirchen zuweilen, dann tue ich mein Fenster weit auf, und lasse meine Seele auf der allgemeinen behaglichen Andacht ausruhen, und die Ruhe, welche ich finde, beweist mir, daß ich wohl nicht zu den Schlimmen gehöre, ungeachtet der Scheidewand, die zwischen mir und dem betenden Volk be-

steht.“ — Ostern, der Tag, den wir als das Fest der Auferstehung Jesu Christi feiern, ist für uns alle das frohe Fest der Freude und des Jubels, das Fest des Lebens, welches sich in dieser Frühlingszeit in der ganzen Natur in neuer Gestalt, in schwelgender Jugendlichkeit und beglückender Hoffungsfrische zeigt. Nicht nur auf den Dichter macht die Osterzeit einen fühlbaren erneuernden Eindruck. Wir Menschen alle werden mitgerissen in diesem erquickenden Frühlingsrausch des Werdens und Erwachens.

Dem Osterfest, diesem Feste der Natur, deren geheimnisvoll wirkende Kraft uns mit Dankbarkeit erfüllt, gibt das Christentum einen tiefen Sinn und beseligenden Inhalt. Der

innere Mensch muß sich emporrichten, auferstehen, für ihn ist Ostern die Feier der sittlichen Wiedergeburt, der Einkehr. Heilig ist uns der christliche Ostergedanke, und je und je befelegt er unsere hoffenden Herzen mit dem aufrichtenden Gefühle: „Es werde!“

Ostern ist unter den christlichen Jahresfesten das älteste. Schon Jahrtausende lang hatten Syrer, Griechen, Römer das Fest des sterbenden und erwachenden Frühlingsgottes gefeiert, mit viel Pomp und Lärm und daher leitet man oft auch den deutschen Namen Ostern von der angelsächsischen Göttin Easter oder Ostera ab, die als Spenderin und Bringerin des herrlichen Frühlings verehrt wurde, in welche Jahreszeit das Osterfest fällt. Andere Gelehrte anerkennen diese Erklärung jedoch nicht und wollen Ostern von Osten ableiten, wo die mit dem Frühlingsanfang neu verjüngte Sonne ihren Lauf beginne. Durch die Christusgeschichte, die Kreuzigung und Auferstehung des Welterlösers wurde dann unser Ostertag das Sinnbild des Todes und eines neuen jenseitigen Lebens, welchen Gedanken nun die Christenheit leidenschaftlich feiert. Es ist der brotbrechende Christus, welcher beim Gemeinschaftsmahl die Menschheit segnet, das Ideal des gemeinsamen Lebens, mit- und für einander zu erwecken. Dieses Bild rückt in den Vordergrund unserer heutigen Lebensanschauung und seine Symbolik verkörpert eine immense humane Triebkraft, das moderne Gesetz der Gegenseitigkeit, unserer sozialen Vergesellschaftung. Das Gefühl und der Trieb bei dieser Festgelegenheit Gut- oder Mildtätigkeit zu üben, stellte sich schon in früherer Zeit bei den christlichen Kaisern und Herrschern

ein, welche alle Arbeit über Ostern ruhen ließen, Arme beschenkten und von den Schulden enthoben, Verbrecher begnadigten und Sklaven freiließen. In der griechisch-katholischen Kirche, namentlich in den großen Städten Rußlands wird jetzt noch „Ostervigilie“ gefeiert und wie in jener frühen Zeit die Nacht von Ostersonnabend auf Ostersonntag durchwacht. Wenn dann um Mitternacht die Glocken den Anbruch des Ostertages verkünden, begrüßen sich die Gemeindeglieder mit dem Osterkusse und dem Gruß: „Christ ist erstanden!“ „Er ist wahrhaftig erstanden!“ Weniger christlich, eher heidnisch und abergläubisch sind die in Norddeutschland noch weit verbreiteten Sitten mit dem Osterwasser, welches schweigend in der Nacht vom Flusse oder aus dem Dorfbache geholt wird, und dem dann der Volksglaube allerlei Wunderkräfte beimißt. Besser als derartige wahnwitziger Zauberpfuf, als solchen wir auch die Saturnalien und die Darbringung des heiligen Feuers in der Osternacht am heiligen Grabe in Jerusalem betrachten, gefallen uns unsere einheimischen Osterbräuche. Wir geben der Feier einen äußerlichen sinnigen Aufstrich durch unsere Osterhasen und Ostereier, Symbole der Fruchtbarkeit, mit welchen sich Freunde und Verwandte beschenken, die allerlei festliche Stimmungen und Jugenderinnerungen in uns auslösen, und die jubelnden Herzen unserer Kinder beglücken. Zu unsern liebsten Ostersitten zählen wir auch die vielerorts geübte Ostertagwache oder das Ostersingen, welche Feierlichkeiten der Osterfreude passenden und beredten Ausdruck verleihen.

E. F. B.

□ □ Das Inferat. □ □

Don Lisa Wenger.

In einem sauberen, weißgetünchten Häuschen saßen jeden Abend von halb acht Uhr bis zehn Uhr drei Menschen beieinander, die eigentlich nicht ganz zusammengehörten: die Jungfer Sabine Schön, ihr Mieter, Freund und Beschützer, Herr Emanuel Pfeiffer, und ihre Nichte Josephine, Fineli, wie man sie nannte.

Alle 365 Abende des Jahres verbrachten sie gemeinsam, und hatten nichts übereinander zu klagen. Jedes saß auf seinem eigenen Stuhl, und jedes beschäftigte sich mit seiner eigenen Liebhaberei. Jungfer Sabine klöppelte, Josephine häfelte, und Herr Emanuel machte Laubsägearbeiten, die er verschiedenen Familiengliedern zu Weihnachten verehrte.

Von halb acht Uhr an las man die Zeitung, und von acht bis neun Uhr arbeitete man. Punkt neun Uhr machte man eine kleine Pause und nahm eine Erfrischung zu sich. Nach der Erholung las man vor.

Eines um das andere durfte die Bücher auswählen. Die auf das Ideale gerichtete Sabine liebte Schiller über alles. Sie hatte vorn bei den Gedichten der ersten Periode zu lesen angefangen, wobei Herr Emanuel geseufzt und gestöhnt hatte, war dann zu den Balladen durchgedrungen, über die Räuber und Fiesko zu Rabale und Liebe und zu Don Carlos gelangt, und erlebte es endlich bei Wilhelm Tell, daß ihr Freund und Berater, der zwar äußerlich stachelig war wie eine wilde Kastanie, innerlich aber weich und schmachtend, sein Brummen einstellte, hie und da beifällig

mit dem Kopf nickte und manchmal sogar vor Behagen schnaufte. Diese Anteilnahme an der Dichtung ihres Lieblings rechnete ihm Sabine hoch an.

War die Reihe an Herrn Emanuel Pfeiffer, die Lektüre zu wählen, so mußten es kernige, derb-lustige Sachen sein, wie die Hosen des Herrn von Bredow. Sabine hatte sich gegen diese Geschichte gewehrt, so gut sie konnte, aber das Recht war auf Herrn Emanuels Seite und so hatte sie zuhören müssen, wenn sie auch jedesmal, wenn das Wort Hosen vorkam, unwillig errötete und ihre Klöppel unordentlich herumwarf.

Fineli wählte Wildermuth. Sie verstand aber diese behaglichen Geschichtchen nicht ganz, denn sie lachte, wo nichts zu lachen war, und blieb ernst bei den humorvollsten Sachen. Es mochte gelesen werden, was wollte, Fineli fand es immer schön, auch wenn sie geschlafen hatte. Auf ihr literarisches Urteil gaben aber die beiden andern nichts.

Im Städtchen hießen die drei das Kleeblatt, und es ereignete sich das Wunderbare, daß kein Mensch ihnen etwas Böses zutraute und nachsagte, trotzdem sie Abend um Abend beisammen saßen und eigentlich noch gar nicht alt waren.

Jungfer Sabine Schön hätte aber auch nicht den leisesten Flecken auf ihrem Ruf getragen. Ihre kristallhelle Seele paßte in das weiße, liebe Häuschen, und sie paßte hinter die weißen, zarten Gardinen. An Böses glaubte sie nicht,